



Neue Zürcher Zeitung

archiv.nzz.ch

Das Zeitungsarchiv der NZZ seit 1780

Herzlich willkommen im NZZ Archiv

Die von Ihnen bestellte Seite aus dem NZZ Archiv im PDF-Format:

Neue Zürcher Zeitung vom 11.05.2015 Seite 42

NZZ_20150511_42.pdf

Nutzungsbedingungen und Datenschutzerklärung:
archiv.nzz.ch/agb

Antworten auf häufig gestellte Fragen:
archiv.nzz.ch/faq

Kontakt:
leserservice@nzz.ch

Erziehung im Schongang

Viele Eltern behandeln ihre Kinder wie kleine Erwachsene. Szenen eines fatalen Missverständnisses

Ideale Erziehung bedeutet heute für viele Eltern: ständig verhandeln und laufend argumentieren. Viele Eltern wollen Freunde ihrer Kinder sein. Gut ist das für niemanden.

Daniela Kuhn

«Willst du das Tram nehmen, oder sollen wir eine Station laufen?», fragt am Zürcher Bellevue ein etwa 30-jähriger Vater seinen knapp dreijährigen Sohn. Keine Antwort. Der Erwachsene hakt nach, das Tram fährt ab. Die beiden zoteln weiter. Ein harmloses Beispiel, aber ein typisches: Kleine Kinder werden vor Entscheidungen gestellt, die sie in keiner Weise abschätzen können. Sie werden gefragt, wo sie sitzen möchten, welche der fünf Breisorten sie am liebsten hätten und was sie anziehen wollten.

Eltern-Theater

Von aussen betrachtet muten die entsprechenden Dialoge absurd an, weil das natürliche Verhältnis zwischen den Generationen ausgehebelt ist: Der Erwachsene sagt nicht, was er denkt, was er aufgrund seiner Lebenserfahrung weiss. Das Kind ist offensichtlich überfordert. Längst nicht alle, aber doch viele Eltern scheuen sich davor, Entscheidungen zu treffen. Es ist nicht cool, zu sagen, wo es langgeht. Also werden Konflikte gemieden.

Eine oder zwei Generationen zurück verhielt es sich umgekehrt: Kinder ängstigten sich vor einem Konflikt mit ihren Eltern. Zu diesen von Furcht geprägten Beziehungen will zu Recht niemand zurück. Doch mit dem Verzicht auf Vorgaben und somit auch auf Orientierung ist der Königsweg nicht gefunden. Und man muss leider sagen: In den letzten Jahren hat sich ein Eltern-Theater etabliert, in dem Vater und Mutter die Rolle des lockeren Kumpels spielen. Dieses Bemühen, sich nicht autoritär und somit von gestern zu geben, wirkt angestrengt, unecht, und letztlich verlogen. Denn die Tochter ist nicht die Partnerin, der Vater nicht der beste Freund. Werden die Rollenverhältnisse verleugnet, fehlt es an Authentizität. Die Kinder spüren, dass etwas grundsätzlich nicht stimmt. Und sie reagieren auch darauf, nicht selten mit Aggression (siehe Interview).

Warum also ist es manchen Eltern so wichtig, bei ihrem Kind beliebt zu sein?



Welches ist das richtige Joghurt? Das Kind weiss es nicht, die Mutter vielleicht.

MARTIN RUETSCHI / KEYSTONE

Die Gründe sind vielschichtig. Mitspielen mag die Tatsache, dass Kinder in der Schule heute schon früh mit Leistungs- und Notendruck in Berührung kommen. Die Berufswelt stellt Ansprüche, für jede noch so einfache Tätigkeit benötigt man einen Abschluss. Dem eigenen Kind wünscht man einen möglichst guten und hohen. Die Zeit, in der ein Kind verträumt sein darf, ist kurz. Mag sein, dass Eltern ihre kleinen Kinder deshalb bewusst oder unbewusst vor Härte und Ungemach verschonen wollen. «Das Leben» kommt früh genug. Wenn es nicht schon da ist; bei Nacht und Nebel aus dem Haus hinaus zu müssen, um rechtzeitig im Hort abgegeben zu werden, ist schliesslich auch nicht immer lustig. Auch mag das schlechte Gewissen, selber nicht mehr Zeit mit den Kleinen zu verbringen, zum erzieherischen Schongang führen. Letztlich dürfte der lavierende Erziehungsstil aber vor allem Ausdruck einer allgemein fehlenden Orientierung sein.

In der Öffentlichkeit fallen Eltern kleiner Kinder auch in anderer Hinsicht

auf. Da trifft sich etwa ein junger Vater in der Zürcher Innenstadt über Mittag mit einem Verwandten in einem italienischen Restaurant. Mit dabei ist auch der achtzehn Monate alte Sohn. Das Lokal ist voll, die Herren setzen sich mit dem Kind an einen Tisch. Berufliches wird besprochen. Die erste Immission ist akustischer Art: Der Kleine hat Hunger und macht sich im Kindersessel, den das Personal eilig hingestellt hat, bemerkbar. Der Risotto wird serviert, es wird ruhiger. Während sich die Männer unterhalten, übt der Kleine, wie man mit dem Löffel isst. «Die Hälfte landet immer auf dem Boden», lacht der Vater seinem Gegenüber zu. Genauso ist es: Nachdem die drei aufgebrochen sind, darf die Dame vom Service den weitem verstreuten Reis zusammenwischen. Ohne Entschuldigung, einfach so.

Die beiden Phänomene hängen miteinander zusammen, denn ein lockerer Kumpel-Vater nimmt sein Kind natürlich überallhin mit. Dass es eine Umgebung gibt, die durch die Anwesenheit des Kindes gestört werden könnte, ist

kein Thema. Wen wundert's: Wer ständig nur mit sich und seinem Handy beschäftigt ist, hat vermutlich den Sinn für die Bedürfnisse der Mitmenschen ohnehin längst verloren und damit auch die dazugehörige Rücksicht.

Hinzu kommt: Ein Kleinkind ist an einem Ort, an dem es möglichst ruhig sitzen muss, auch nicht sonderlich glücklich. Nicht einmal in der Nachmittagsvorstellung des Kinderzirkus: Während da die grösseren Kinder das Geschehen in der Manege gebannt verfolgen, machen sich etliche jüngere Geschwister von ihren Plätzen los. Ein Zweijähriger turnt die längste Zeit auf einer Treppe herum – und stört damit nicht nur schrullige Patentanten, sondern auch die grösseren Kinder.

Auf den süßen Buben zuzugehen, ihm zu sagen, dass er bitte wieder auf seinen Platz gehen soll, weil er hier störe, braucht Mut. Wer will schon als Kinderhasserin gelten? Doch siehe da, der Kleine nimmt die klare Ansage mit grossem Erstaunen und ohne Murren auf. Er scheint fast darauf gewartet zu

haben, jedenfalls geht er anstandslos zu seinem Platz.

Kinder werden heute aber nicht nur mit Entscheidungen und Orten konfrontiert, die nicht ihrem Entwicklungsstand entsprechen. Heidi Simoni, Psychologin und Leiterin des Marie-Meierhofer-Instituts für das Kind, beobachtet etwa, dass auf Kinder mitunter auch übermässig eingeredet wird. «Es gibt da ein Missverständnis: Man will Kinder ernst nehmen, also erklärt man ihnen alles so exakt wie möglich und vergisst dabei, dass dies nicht ihrem Interessenshorizont entspricht. Ein Erwachsener kann auf Augenhöhe mit dem Kind sprechen, nicht umgekehrt.»

Einen Grund, warum Kinder heute in verschiedener Hinsicht wie kleine Erwachsene behandelt werden, sieht Heidi Simoni in der beschleunigten Welt, in der wir leben: «Es ist schwierig, sich in der Hektik des Alltags auf ein kleines Kind umzustellen. Man muss geduldig zuhören und auf Ideen eingehen. Das braucht Zeit.»

Unter- und Überforderung

Manche Eltern seien trotz oder gerade wegen der unzähligen Ratgeber verunsichert, meint Simoni. Insgesamt gehe die Entwicklung aber in die richtige Richtung, weil sowohl über die Rolle der Erwachsenen als auch die der Kinder diskutiert werde. Die Partizipation von Kindern bei Entscheidungen sei wichtig, meint Heidi Simoni: «Wer aber dauernd das Kind nach seiner Meinung fragt, wird künstlich.» Sei das nicht klar, würden sich Eltern und Kinder gleichermaßen quälen, denn kleine Kinder würden reizbar und aggressiv, wenn sie nicht ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen entsprechend behandelt werden.

Für Heidi Simoni zeigt sich auch folgende Tendenz: «Was ihre schulische Leistung betrifft, werden Kinder heute oft überfordert. Zugleich werden sie im Alltag unterfordert, indem ihnen möglichst wenig zugemutet und zu wenig zutraut wird. In diesem Spannungsfeld ist es für ein Kind schwierig, sich ausser über Leistung als wertvoll zu erleben und zum guten Zusammenleben selber etwas beizutragen.»

Kleines Aperçu: Heidi Simoni lebt in der Nähe des Elsass. Abends seien dort in den Restaurants durchaus kleine Kinder anzutreffen: «Ein Theater gibt es fast nie. Die Kinder gehören selbstverständlich dazu, aber sie müssen genauso selbstverständlich Rücksicht nehmen.»

«Kinder müssen heute wenig Rücksicht nehmen»

Die Elterntainerin Antonia Giacomini über den heutigen Erziehungsstil

Frau Giacomini, werden Kinder heute oft wie kleine Erwachsene behandelt?

Ja, vor allem in der Mittel- und Oberschicht. Viele Eltern möchten ihren Kindern alles ermöglichen. Sie verhandeln und argumentieren viel oder zu viel, weil sie ihr Kind nicht einschränken wollen. Dahinter steht die Angst, mit einer autoritären Intervention den Selbstwert des Kindes zu schädigen. Man will dem Kind auf diese Weise eine noch bessere Zukunft ermöglichen. Und man hält die Wut des Kindes schlecht aus: Trotzanfälle werden vermieden, man will ein zufriedenes Kind.

Und die Trotzphase?

Im Alter von etwa einhalb Jahren entdeckt das Kind den eigenen Willen, es will selber denken, sich abgrenzen. Der kindliche Wille ist in dieser Phase nicht flexibel. Wenn etwas nicht geht, entsteht Wut oder es wird getrotzt. Dies ist für die Eltern nicht angenehm, aber für die kindliche Entwicklung wichtig.

Sie geben in Zürich Erziehungskurse, bei denen die Kinder zum Teil mitkommen. Wieso entscheiden sich Eltern dafür?

Viele Eltern, die zu uns kommen, sind sehr verunsichert. Die heutigen Eltern befinden sich in einem Suchprozess: Manche wollen zurück zu einem autori-

tären Erziehungsstil, zumal die sogenannte Kuschelpädagogik in Verruf gekommen ist. Kinder, denen keine Grenzen gesetzt wurden, entwickelten keine Frustrationstoleranz und keine Empathie, weil sie nie auf die Bedürfnisse anderer Rücksicht nehmen mussten. Andere Eltern glauben wiederum, mit Liebe, Verständnis und Ermutigung liessen sich Grenzen umgehen. Aber auch das funktioniert nicht.

Ihr Kurs nennt sich «Starke Eltern – starke Kinder». Worum geht es da?

Der Kurs basiert auf einem anleitenden Erziehungsstil, der dem Alter des Kindes angemessen ist. Wenn ich mit einem Dreijährigen in den Bus steige, frage ich nicht: «Wo willst du sitzen?», sondern ich sage: «Komm, wir sitzen da hin.» Wenn das Kind selber entscheiden will, gebe ich ihm eine Auswahl, beispielsweise: «Möchtest du mir auf die Knie sitzen oder auf diesen Platz?» Indem ich den entwicklungspsychologischen Hintergrund vermittele, helfe ich, die kindliche Logik zu verstehen.

Das klingt gut. Aber was sollen Eltern tun, wenn das Kind wütend ist, weil ihm Grenzen gesetzt werden?

Kinder wollen mit ihrer Frustration gesehen und angenommen werden. Ich

kann in einem solchen Moment beispielsweise sagen: «Jetzt bist du frustriert. Ich habe dich trotzdem gerne.» Das Kind wird auf diese Weise aufgefangen. Man begleitet als Elternteil den Prozess, den man auslöst. Ich glaube, das ist ein Weg aus dem Dilemma.

Woran erkennt man, dass einem kleinen Kind Grenzen fehlen?

Es ist masslos und fordert immer mehr. Nicht selten ist auch ein aggressives Verhalten zu beobachten. Das Kind drückt



Antonia Giacomini
Elterntainerin

damit aus: «Hey, kümmer dich um mich!» Schüchtere Kinder zeigen ihren Unmut auf verstecktere Art, etwa durch einen Jammerton, in dem ein Vorwurf mitschwingt. Beides lässt sich verändern. Es braucht vonseiten der Eltern nur die entsprechende Erkenntnis und manchmal ein wenig Training.

Fehlt die erzieherische Orientierung in der Schweiz besonders stark?

Tendenziell, ja. In der Schweiz ist für die Eltern vieles machbar, auch finanziell. Ein Kind ist bei uns fast so etwas wie ein Projekt, das am Ende gut herauskommen soll. Eltern, die nicht aus der Schweiz stammen, sind stärker auf Disziplin aus. Die Kinder müssen in der Schule gut sein und werden auf Leistung getrimmt. Hinzu kommen natürlich auch kulturelle Unterschiede, etwa die zwischen den Geschlechtern.

Das Leistungsprinzip ist heute für alle zentral. Haben manche Eltern nicht sogar ein schlechtes Gewissen deswegen und scheuen sich, Druck auszuüben?

Ich denke eher, man will den Willen des Kindes nicht brechen. Für viele Eltern ist es wichtig, dass ihre Kinder möglichst parat für die Schule sind. Sie haben grosse Angst, dass das Kind nicht besteht. Das gilt auch für Erklärungen: Das Kind soll sie sofort verstehen. Ein Zwei- oder Dreijähriger braucht aber eine altersgerechte Erklärung. Fürs Lernen sind in erster Linie Erfahrungen auf allen Sinnesebenen notwendig.

Wie kommt es, dass Kinder an Orte mitgenommen werden, die für sie altersmässig nicht passen?

Die heutigen Eltern sind sich aus ihrer eigenen Jugend gewöhnt, dass alles möglich ist. Sie sind wenig bereit, wegen des Kindes auf ihre eigenen Bedürfnisse zu verzichten. Auch nicht auf das Handy. Das Kind wird von einer Mutter, die ständig aufs Handy schaut, nicht gesehen. So sagt es beispielsweise der Mutter etwas, diese geht aber nicht darauf ein. In dieser Situation macht das Kind sein eigenes Programm, weil ihm langweilig ist. Meistens stört es dabei, aber man beschäftigt sich dann wenigstens wieder mit ihm.

Hat die Rücksicht auf andere somit grundsätzlich ausgedient?

In gewisser Weise. Sicher ist: Kinder müssen heute wenig Rücksicht nehmen, es wird ihnen nicht aufgezeigt, wo die Grenzen liegen. In einer guten Beziehung sein heisst aber, dass man gelernt hat, gegenseitig Rücksicht zu nehmen. Das gilt auf alle Seiten: In der Öffentlichkeit brauchte es mehr Verständnis für den Trotzanfall eines kleinen Kindes. Zugleich sollte eine Mutter mit einem Zweijährigen, der nicht stillsitzen kann, noch nicht in den Zirkus gehen.

Interview: Daniela Kuhn

Antonia Giacomini ist Eltern- und Erwachsenenbilderin an der Fachschule Viventa in Zürich.